

ro  
ro  
ro

Leseprobe aus:

## **Nie wieder!**

### **Nie wieder!**

Die schlimmsten Reisen der Welt



Dargeboten von  
Hans Magnus  
Enzensberger



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf [rowohlt.de](http://rowohlt.de).

# *Nie wieder!*

Die schlimmsten Reisen der Welt

Dargeboten von

**HANS MAGNUS  
ENZENSBERGER**

Deutsch von  
Matthias Fienbork  
und anderen

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,  
Reinbek bei Hamburg, Juni 2014  
Copyright © 1995 by Vito von Eichborn  
GmbH & Co. Verlag KG,  
Frankfurt am Main  
Copyright © der Einzelrechte siehe  
Quellenverzeichnis Seite 411  
Umschlaggestaltung any.way, Cathrin Günther,  
nach einem Entwurf vom  
Vito von Eichborn GmbH & Co. Verlag KG  
(Umschlag: Rüdiger Morgenweck)  
Satz Haarlemmer PostScript, InDesign,  
bei Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin  
Druck und Bindung Druckerei C. H. Beck, Nördlingen  
Printed in Germany  
ISBN 978 3 499 25811 4

## INHALT

## PROLOG

GEORGE WOODCOCK, *Meine schlimmsten Reisen* ..... 11

### I

GEORGE ORWELL, <i>Erledigt in Paris</i> .....	31
ROLF DIETER BRINKMANN, <i>Rom, Blicke</i> .....	37
JOSEPH ROTH, <i>Nichts ereignet sich – in Vienne</i> .....	45
SEVERO SARDUY, <i>Allein in Frankfurt</i> .....	50
ALFRED DÖBLIN, <i>Spießrutenlauf</i> .....	65
ALBERTO MANGUEL, <i>Fern von England</i> .....	71
P. J. O'ROURKE, <i>Das unbegreifliche Stück Irland</i> ....	76

### II

LIAM O'FLAHERTY, <i>Der Leichnam des Zarismus oder Lügen über Russland</i> .....	97
TIMOTHY FINDLEY, <i>Eine unvergessliche Reise nach Russland</i> .....	115
VENEDIKT JEROFEJEV, <i>Die Reise nach Petuschki</i> .....	128
RYSZARD KAPUŚCIŃSKI, <i>Am Feuer erfrieren</i> .....	136

---

### III

STUART STEVENS, <i>Schätze aus Xinjiang</i> .....	153
DAVE BARRY, <i>Verloren in Tokyo</i> .....	160
JAMES FENTON, <i>Angst vor dem Verrücktwerden</i> .....	169
BOB GELDOF, <i>Ich will fort!</i> .....	179
NORMAN LEWIS, <i>Allerhand Tiere</i> .....	186
PATRICK MARNHAM, <i>Unterwegs nach Katmandu</i> .....	195
NICOLAS BOUVIER, <i>Die Hauptstadt</i> .....	201
V. S. NAIPAUL, <i>Schiff nach Bombay</i> .....	204
ROBERT BYRON, <i>Ein Antrag</i> .....	222
NICOLAS BOUVIER, <i>Die Fliegen</i> .....	229
ERIC NEWBY, <i>Der sterbende Nomade</i> .....	240
ROBERT BYRON, <i>Der freundliche Service</i> .....	251
JONATHAN RABAN, <i>Arabia Demens</i> .....	254
PAUL NIZAN, <i>Aden</i> .....	266

### IV

JOHN RYLE, <i>Die Straße nach Abyei</i> .....	277
RYSZARD KAPUŚCIŃSKI, <i>Fetascha</i> .....	290
EVELYN WAUGH, <i>Als Globetrotter in Afrika</i> .....	295
SERGIO SAVIANE, <i>Auf Safari in Bokassaland</i> .....	319
BRUCE CHATWIN, <i>Ein Putsch</i> .....	331

JONATHAN RABAN, <i>Old Glory</i> .....	361
PAUL THEROUX, <i>Der Aztekische Adler</i> .....	374
NORMAN LEWIS, <i>Ein ruhiger Abend in Huehuetenango</i> .....	387

## EPILOG

SIMON WINCHESTER, <i>Der Zug nach Kompong Som</i> ..	403
QUELLEN .....	411



## PROLOG



---

GEORGE WOODCOCK

--

## *Meine schlimmsten Reisen*

Meine Vorstellung von der schlimmsten Reise ist davon geprägt, dass ich vor langer Zeit, in meiner Kindheit, ein Buch über Scotts Antarktis-Expedition las, die nur wenige Tage vor meiner Geburt im Jahre 1912 ein tragisches Ende gefunden hatte. Das Buch hieß *The Worst Journey in the World*, und noch heute erinnere ich mich an dieses Werk von Apsley Cherry-Garrard, wenn ich an schlechte Reisen denke. Am schlimmsten, in einem absoluten Sinn, ist diejenige Reise, die, wie die Unternehmungen von Scott oder Bering, im Tod endet. Wir bewundern die Tapferkeit, mit der diese Männer alle Widrigkeiten ertrugen, und die grimmige Resignation, die aus Scotts letzten Tagebucheintragungen spricht: «Wir werden bis zum Ende durchhalten, aber wir werden natürlich schwächer, und das Ende kann nicht mehr fern sein. Es ist schade, aber ich glaube, ich kann nicht mehr schreiben.» Das war, nachdem Scott und seine Gefährten erfahren hatten, dass ihre Anstrengungen umsonst gewesen waren, dass Amundsen den Pol vor ihnen erreicht hatte. Ihr Gefühl des Scheiterns wurde durch die wachsende Gewissheit verstärkt, dass sie in der bitteren Kälte vor Entkräftung und Hunger das Basislager nicht mehr lebend erreichen würden. Hinter all der übergroßen Selbstbeherrschung muss Angst gesteckt haben und eine zunehmende Ahnung von der Sinnlosigkeit ihres Heldenstums.

Physisch und psychisch, in ihrem Verlauf und in ihrem

Ergebnis, war Scotts Expedition eine «schlimmste» Reise im absoluten Sinn. Für diejenigen von uns, die ihre Reisen überlebt haben, gibt es nur schlimme Reisen, da unsere Erfahrungen, solange wir uns noch diesseits der letzten Grenze bewegen, relativ und nicht absolut sind. In gewissem Maße sind sie aber immerhin vergleichbar.

Wenn man sich überlegt, welches die schlimmste aller schlimmen Reisen ist, müssen viele Kriterien berücksichtigt werden, und jedes ruft in meiner Erinnerung unterschiedliche Zwischenfälle wach. Denke ich an extreme körperliche Anstrengungen? Ich erinnere mich an eine aufreibende Busfahrt im mexikanischen Hochland mit einem verkrüppelten Chauffeur, der vor kritischen Stellen das Lenkrad mit dem verstümmelten linken Arm führte und sich mit dem rechten bekreuzigte. Oder an die Südseelagune, wo man von einem Kopraboot im hüfttiefen Wasser abgesetzt wurde und sich dann, über scharfe Korallen und Konservendosen tretend, dabei ständig Ausschau nach gefährlichen Teufelsfischen haltend, zum Strand vorwärtskämpfte. Vor allem aber erinnere ich mich an die Nacht in Monterrey, einem Ort im Zentrum des Callejon de Huaylas in den peruanischen Anden. Das war Anfang der fünfziger Jahre.

Monterrey war der Abklatsch eines europäischen Heilbades gewesen, bis das Aufsehen um seine «radioaktiven» Quellen plötzlich die Gesundheitsapostel vertrieb, die regelmäßig aus Lima anreisten und dort eine Woche Kur machten. Die vernachlässigten Schwimmbecken waren inzwischen mit einer grünen Unkrautschicht überzogen. Das Hotel war dreckig. Das Essen war nach peruanischer Art schwer, um zehn Uhr abends wurden mehrere unappetitliche Gerichte serviert.

Mir machte schon die Höhenkrankheit zu schaffen, die

bei den Einheimischen *soroche* hieß, ich fühlte mich schwach und kippte im Speisesaal um. Mitten in der Nacht hatten Inge und ich starken Durchfall. Zur gleichen Zeit fiel die Wasser- und Stromversorgung aus, aber unsere klagenden Rufe nach Kerzen wurden, während wir uns auf den dunklen Korridoren vorantasteten, von keinem Angestellten beantwortet. Geplagt von immer neuen Anfällen, wankten wir ins Badezimmer, um dort zu scheißen und zu kotzen, angeekelt von dem aufsteigenden Gestank, bis wir erschöpft auf das Bett fielen. Aber selbst jetzt, obschon todmüde, konnten wir nicht schlafen, denn in dieser Nacht wurde ein indianisches Fest gefeiert, zu dem wahrscheinlich das ganze Hotelpersonal gegangen war. Aus den Hütten unweit des Hotels drangen rhythmische Trommel- und Harfenklänge und die schrillen, mit hoher Stimme gesungenen Lieder der Quechua-Frauen, die *quenas*. In unserem ganzen Elend schauten wir hinaus und sahen die Leute um ihre Lagerfeuer tanzen; ihre Fröhlichkeit erschien uns in dem Moment wie ein obszöner Hexensabbat.

Die Nacht verging. Am Morgen lief das Wasser wieder, und wir wankten hinunter und bestiegen den Bus, der uns zum nächsten Etappenziel unserer Bergtour bringen sollte. Ich war viel zu apathisch, um beunruhigt zu sein, als der Bus unterwegs von einem Trupp martialisch auftretender *Guardia Civil* angehalten wurde, die seinerzeit der Schrecken des *altiplano* war. Sie trieben die Indios aus dem Bus, stocherten in ihren Bündeln herum und behandelten sie mit einer großen Brutalität, die bei den trübäugigen Opfern auch nicht den leisesten Protest auslöste.

Ich selbst wurde auf die Wache befohlen – ein düsterer Granitbau am Straßenrand. «Lassen Sie ihn nicht allein hinein, *señora*», flüsterte ein Mann hinter uns, und so gingen

Inge und ich zusammen hinein. Die Gleichgültigkeit der Erschöpfung wirkte womöglich entwaffnend auf die uniformierten Figuren hinter dem großen Schreibtisch, mächtige ledergebundene Schwarten vor sich, denn auf einmal verwandelten sich die Provinztyrannen in Offiziere und Gentlemen, die uns Stühle anboten, Kaffee servierten und sich Zigaretten anbieten ließen, während sie die Angaben in unseren Pässen und den Zweck unserer Reise umständlich in ihre großen Kladden eintrugen. Meine würdevolle Haltung, die ganz allein auf Müdigkeit zurückzuführen war, fiel in sich zusammen, als ich unseren Bewacher bitten musste, mich zur verschmierten und stinkenden Latrine im Hinterhof zu bringen. Der Sergeant, der dicht hinter mir ging, war ein grimmig aussehender Riese mit einem Hohenzollernschnurrbart und einem Säbel, der locker am Gürtel baumelte und auf den Steinen entlangklapperte. In einer weniger dringlichen Situation hätte ich Angst vor diesem Mann gehabt.

Am Ende ließ man uns wieder laufen, wir stiegen in den Bus zu den maltratierten Indios und dösten fast die ganze Zeit vor uns hin, bis wir die Stadt erreichten, wo wir übernachten wollten. Die Sonne ging gerade unter, und während wir auf das Hotel zuginnen, sah ich, wie ein Angehöriger der Guardia Civil, ebenfalls mit einem gigantischen Schnurrbart, aus dem Schatten eines großen Eukalyptusbaums hervortrat und uns einen prüfenden Blick zuwarf. Unsere Bewegungen waren offensichtlich telefonisch durchgegeben worden. Doch inzwischen begann das Mittel zu wirken, das wir gegen den Durchfall genommen hatten, wir befanden uns in geringerer Höhe und konnten über unser Abenteuer lachen. Nicht gerade die angenehmste Reise, aber keineswegs die schlimmste.

Von besonderer Ambivalenz sind Reisen, auf denen die eigene Unbill gleichsam gelindert wird durch ein Bewusstsein von dem viel größeren Elend der Menschen um einen herum – wenngleich diese Linderung nur eine weitere Dimension von Unbill erzeugt: die Qual des schlechten Gewissens.

Zum ersten Mal erlebte ich dies auf einer Reise, die ich in den frühen dreißiger Jahren unternahm, als ich ungefähr zwanzig war. Es war der Höhepunkt der Wirtschaftskrise, und ich gehörte – relativ gesehen – zu den Glücklichen, da ich in London einen Arbeitsplatz hatte, auch wenn er miserabel bezahlt war und mir keinen Spaß machte. Aber ich verdiente doch so viel Geld, dass es für mehr als das bloße Überleben reichte: Ich konnte mir gelegentlich für Sixpence ein Penguin-Taschenbuch kaufen, für fünf Pence auf der Galerie des Old Vic Charles Laughton in *Cherry Orchard* sehen und gelegentlich eine Freundin zu Ravioli einladen, die es bei *Poggolis* in der Charlotte Street für neun Pence gab. Mir blieb die Demütigung derjenigen erspart, die jahrelang von kümmerlicher Arbeitslosenunterstützung dahinvegetierten und sich die Unverschämtheiten bornierter Bürokraten gefallen lassen mussten, die diese milde Gabe außerordentlich widerwillig auszahlten. Eine Tante, bei der ich kostenlos Urlaub machen konnte, wohnte in einem kleinen Ort im walisischen Glamorgan. Eines Tages, als ich sie einmal besuchte, beschloss ich, in einen Bus zu steigen und mir die Gegend um Rhondda anzusehen, das Herz des südwelisischen Kohlereviers. Rhondda nimmt in den Gedanken aller Menschen, die etwas mit Wales zu tun haben, einen besonderen Platz ein, denn eines der schönsten Lieder – überwältigend, wenn die *daios* aus dem Tal es beim Rugbyspiel singen – heißt *Cwm Rhondda*, der Berg Rhondda. Es handelt sich, genau gesagt, um zwei Täler – Rhondda Mawr, Groß-Rhondda oder das

Haupttal, und Rhondda Fach, das kleinere Tal, das davon abgeht. Ich wollte nach Rhondda Mawr hinauffahren, den dazwischenliegenden Bergkamm überqueren, in Rhondda Fach wieder herunterkommen und von dort aus nach Bridgend zurückkehren, wo ich logierte.

Es war eine schlimme Zeit in Rhondda, obwohl es wahrscheinlich sogar schöner aussah als in besseren Tagen, da in den meisten Gruben nicht gearbeitet wurde und nicht so viel von dem Rauch zu sehen war, der der Landschaft normalerweise ein düsteres, satanisches Aussehen gab. Dennoch hatte sie etwas Desolates. Die Hauptstraße, an der die Häuser dicht an dicht standen, zog sich serpentinenhaft wie ein langes Band dahin, in den Ortszentren ausgebeult wie Knoten in einem Bindfaden. Die Häuser waren meist aus grauem, aber längst rußgeschwärztem Stein. In der mittleren Entfernung erhoben sich die Fördertürme mit ihren großen Rädern und die Kegel der Abraumhalden. Neben den Häusern standen ein paar kränkliche Bäume, aber die Berge auf beiden Seiten waren kahl und von einem zartgrün schimmernden Braun; der Frühling hatte gerade erst begonnen.

Man fühlte sich hier wie in einem besetzten Land. Viele Läden standen leer, die Bergwerke hatten schon vor Jahren ihre Produktion eingeschränkt, und der Generalstreik von 1926 – für die Arbeiter eine Katastrophe – hatte der lokalen Wirtschaft den Todesstoß versetzt. Die Leute waren ärmlich gekleidet und mürrisch. Abgerissene Männer hockten grüppchenweise nach Bergmannsart auf der Erde und spielten, in Ermangelung von Halfpenny-Münzen, mit Knöpfen. Ein Mann, der die Straße entlangkam, pfiff *Die Rote Fahne* so deprimierend langsam, als ob es ein Trauerlied wäre.

Die Leute von Rhondda hatten zweifachen Grund für ihren Missmut. In jener Zeit, als der walisische Nationalismus

noch nicht in Mode gekommen war, klammerten sie sich an ihre melodische Sprache als dem letzten Überbleibsel ihrer Volksidentität und verachteten die angisierten Stadtwaliser, die sich ihrerseits über sie lustig machten. Und sie waren, zu Recht, der Ansicht, dass sie für die Probleme der Kohleindustrie sehr viel heftiger zur Kasse gebeten worden waren als andere; dass die Gruben von englischem Kapital kontrolliert wurden, bestärkte sie nur in ihrem ethnischen Ressentiment. Die beiden Gegenden in Großbritannien, wo die Kommunisten, ganz die radikalen Sozialrebellen, immer viele Stimmen bekamen, waren bezeichnenderweise Rhondda, wo walisisches Selbstbewusstsein mit außergewöhnlicher Armut einherging, und Clydewall, wo außergewöhnliche Armut mit der alten Abneigung der Schotten gegenüber den Engländern einherging. Es war daher nicht überraschend, dass ich, unterwegs auf der endlos langen Straße von Rhondda Mawr, obwohl kein einziger Polizist oder Soldat zu sehen war und ich selbst gar nicht körperlich bedroht wurde, das merkwürdige Gefühl hatte, in einem besetzten Land zu sein.

Ich erreichte das Ende des Tals, ging in einen Billigladen, um dort als preisgünstige Vorsorge für den Hunger eine Tüte Schokoladenbruch zu kaufen, und schlug dann einen ansteigenden Weg ein. Bald wurde ein Pfad daraus, der an einer Schlucht mit ein paar einsamen Erlen entlangführte. Dann hatte ich den kahlen, baumlosen Berghang erreicht, ich stieg immer höher, begleitet nur von ein paar kleinen, neugierigen Bergschafen, stieß dann auf Heidemoorland, wo sich seit Jahrtausenden Torf angesammelt hatte – der Boden war weich und nachgiebig und für die Füße ebenso angenehm wie die Tundra der kanadischen Arktis. Wasserläufe hatten tiefe Einschnitte gegraben, und um diese Gräben zu überwinden,

musste ich an den zwei, drei Meter tiefen Rändern, die wie aufgeschnittene Schichttorte aussahen, hinunter- und wieder hinaufklettern. Diese Gräben boten aber keinen Schutz, als plötzlich ein Unwetter über den Berg hereinbrach, ein heftiger Regenguss, der mich innerhalb einer Minute völlig durchnässt hatte, denn ich war ohne Regenzeug aufgebrochen. Mir blieb nichts anderes übrig, als weiterzustolpern. Das Überqueren der Gräben wurde immer mühsamer, da dort inzwischen braunes Wasser bergab schoss, in dem ich mehrere Male bis zu den Knien versank. Schließlich erreichte ich den Hang, der nach Rhondda Fach hinunterführte, und der Regen hörte auf.

Mit klatschnassen Sachen kam ich, eine frierende, jämmerliche Gestalt, unten im Tal neben einer Abraumhalde heraus, wo etwa fünfzig Männer und Frauen eifrig in der Erde herumstocherten. Auf der überwucherten Straße ins Dorf, dessen feuchte Schieferdächer mir entgegenglänzten, holte ich einen Mann ein, der ein verrostetes altes Fahrrad ohne Sattel und Reifen neben sich herschob. Es diente ihm dazu, den schmutzigen Jutesack zu transportieren, den er an den Lenker gebunden hatte. Er hatte Kohle gesucht. «Nicht größer als Walnüsse, Mann», erklärte er. Die großen Kohlestücke waren schon vor Jahren verschwunden, so lange wurde hier nicht mehr gearbeitet. Ich fragte ihn, wie lange er schon arbeitslos sei. «Tja, neun Jahre sind es jetzt, die ich verloren habe, Mann.» Trotzdem war er freundlich, vielleicht weil ich so elend aussah, dass er mich als seinesgleichen empfand. Entschuldigend sagte er, dass heutzutage niemand im Dorf ein Feuer anmache, höchstens mittags zum Kochen, sofern es etwas zu kochen gab, ich würde also Mühe haben, meine Sachen trocken zu bekommen. Dann leuchtete sein Gesicht plötzlich auf. «Versuch's mal im Brachi, Mann. Dort

gibt's bestimmt einen Ofen. Und für ein paar Pennys werden sie dir gern die Sachen trocknen.»

Vor langer Zeit hatte es einen Italiener namens Brachi in eines der walisischen Grubentäler verschlagen, und dort hatte er ein bescheidenes Restaurant eröffnet. Andere waren ihm gefolgt, aber sein Name blieb hängen und wurde zu einer Gattungsbezeichnung für die kleinen italienischen Restaurants in der Gegend um Rhondda. Der Brachi in Rhondda Fach war ein trister Ort, die Farbe blätterte von der Fassade, und das Schaufenster, in dem ein paar leere Tee- und Kekspackungen standen, war an den kaputten Stellen mit alter Pappe ausgebessert. Ein melancholisches Mädchen trat aus dem Hinterzimmer. Ihr schwarzes Haar und der olivfarbene Teint waren mediterran, aber ihre Stimme hatte den walisischen Tonfall. Sie sah mich feindselig an, als ich etwas von einem Ofen sagte – vermutlich weil ich sie zu dem demütigenden Eingeständnis zwang, dass auch bei ihnen nur zu den Essenszeiten ein Feuer anmacht wurde. Hier kam niemand mehr hin, um etwas zu essen. So bestellte ich mir für zwei Pence eine Tasse Tee. Lustlos schob sie den Kessel auf den Gaskocher. Sie taute dann ein wenig auf und sprach sehnsüchtig davon, nach London zu gehen. Ich hoffe, sie hat es geschafft.

Auf der Rückfahrt trockneten meine Sachen allmählich steif. In einer Stadt, wo ich umsteigen musste, ging ich in eine Kneipe und kaufte mir für meinen letzten Shilling einen Grog zum Aufwärmen. Ich überstand das Durchnässtsein ohne ernste Folgen. Es war eine schlimme und deprimierende Reise, und jedes Mal, wenn von der Wirtschaftskrise geredet wird, erinnere ich mich an Rhondda Fach und an den arbeitslosen Mann und die junge Italienerin mit dem walisischen Akzent. Aber es war nicht die schlimmste meiner

schlimmen Reisen; immerhin hätte ich ausrutschen und in einem der reißenden Sturzbäche ertrinken können; ich hätte mir eine Lungenentzündung holen können, die damals noch tödlich verlief.

Solche Reisen, auf denen sich die eigenen physischen Strapazen mit einem unmittelbaren Eindruck vom Elend der anderen verbinden, steigen immer wieder in der Erinnerung auf. Ein noch schlimmeres Erlebnis hatte ich in Bangladesh, dem ehemaligen Ost-Pakistan. Inge und ich landeten in Chittagong, der schmutzigsten, hässlichsten, elendesten und trostlosesten Stadt, die ich je gesehen hatte – ich bezeichnete sie seinerzeit als «rectum mundi». Im «besten» und einzige möglichen Hotel, wo die Offiziere der Frachtschiffe abstiegen und sich vor Langeweile volllaufen ließen, hatte die «Luxus-suite» ein «Badezimmer», das in Wahrheit ein abgetrennter Teil des Balkons war, wo man im Hocken in ein Loch schiss, ein aus der Mauer ragendes Wasserrohr als Dusche diente und nur ein etwa ein Meter hoher Paravent eine Andeutung von Privatsphäre vermittelte. Die Netze über den Betten waren voller Löcher, durch die die Moskitos nach Belieben hereinfliegen konnten. Die Palmen im Garten verkümmerten, und der Brunnen im Innenhof war ausgetrocknet und voller Müll. Vor dem Hotel saßen Bettler, nicht einzeln oder zu zweit, sondern in Familien und Stämmen, viele von ihnen mit verkrüppelten Gliedmaßen und von Lepra und anderen Krankheiten zerfressenen Gesichtern. Gelegentlich stürzte der Hotelmanager heraus – ein Eurasier, der pathetisch von England als «Heimat» redete, obwohl er noch nie dort gewesen war – und forderte den Portier auf, die Leute zu verscheuchen. «Ein Skandal! Vor einem First-Class-Hotel!», rief er und stürzte wieder hinein, um nach der Polizei zu telefo-

nieren. Die Polizei kam nie, und die Bettler kehrten immer wieder zurück, saßen einem im Weg, zupften einem an den Sachen und sprachen in professionell winselndem Tonfall. In Chittagong begegnete man ihnen überall; man wurde sie nur los, wenn man in einem Taxi fuhr. Die Bettler waren apathisch, hoffnungslos, ohne die Kraft, aggressiv zu sein; was übrigens auch sinnlos gewesen wäre, denn es gab viel zu viele für die wenigen Reisenden, und ich fragte mich, wie sie es schafften, zu überleben.

Unser miserables Hotel – in dem die Moskitos uns am Einschlafen hinderten, wir nach nichts schmeckende und verdächtige Sachen aßen und alles, was wir sahen und hörten und rochen, unerträglich fanden – war für lokale Begriffe natürlich der Gipfel an Luxus und Komfort, wenn es auch nicht andeutungsweise dem ähnelte, was uns in Dakka die Plakate mit den Palmenstränden von Chittagong verheißen hatten. «Strand? Was meinen Sie mit Strand?», hatte der Hotelmanager zurückgefragt. Das Einzige, was dem entfernt nahe kam, waren die Sandbänke, die der schlammige Strom auf seinem Weg hinaus in die Bucht von Bengalen ablagerte. Wir flogen schließlich über Kalkutta nach Bangkok, wo die bescheiden ausgestatteten Hotels der Thais demgegenüber wie Nobelherbergen aussahen.

Chittagong steht ziemlich weit oben auf meiner Liste der schlimmen Reisen, da ich aber überlebt und nirgendwo dem Tod ins Gesicht geblickt habe und am Ende sogar noch jene eigentümliche moralische Befriedigung gewann, die sich einstellt, wenn man durch die eigene Unbill das Elend der anderen noch deutlicher sieht, war es nicht die schlimmste meiner schlimmen Reisen. Dazu fehlte vermutlich das Element der Angst. Begründete Angst, die einen durch das finstere Tal führt, dort aber nicht allein lässt – das ist wesentlich

für die schlimmsten der schlimmen Reisen. Noch stärker wird dieses Erlebnis, wenn sich die Angst mit Vergnügen verbündet.

In der Rangordnung meiner schlimmen Reisen würde ich daher ganz weit oben eine Reise ansiedeln, die wir 1972 nach Apolima unternahmen, zur kleinsten Insel von Westsamoa. Diese geschichtsträchtige Vulkaninsel erhob sich wie eine natürliche Festung aus dem Meer, und da eine Flanke des Bergs eingestürzt war, konnte der Krater als kleiner Hafen benutzt werden. Irgendwann hatte ein hoher samoanischer Häuptling dort ein ganzes Jahrzehnt lang ausgehalten, während der Rest der Inselkette von tongaischen Angreifern besetzt wurde, und er war schließlich hinausgefahren und hatte sie geschlagen. Der Name Apolima bedeutete «in der Hand gehalten», und tatsächlich sah die Insel wie eine flache Hand aus, deren Finger nach oben gebogen sind. Da es auf Apolima sehr traditionsbewusst zuging, mussten wir uns von einer hochgestellten Persönlichkeit begleiten lassen – einem Schulinspektor namens Afamasaga. In einem klappigen alten Walfängerboot mit Außenbordmotor tuckerten wir über die Lagune der Hauptinsel Upolu, durch das Riff hinaus in die offene See, die am frühen Morgen einen gleichmäßigen, nicht allzu starken Wellengang hatte. Der Kegel von Apolima kam in Sicht, und wir umrundeten ihn, bis wir das große, natürliche Amphitheater der emporragenden Kraterwände vor uns hatten, deren graue Felsspitzen und Kämme von wogender tropischer Vegetation halb überwuchert waren.

Bald galt unser Augenmerk einem anderen Wogen, denn das Riff von Apolima war ungewöhnlich und sehr gefährlich. Es war kein Korallenriff, sondern die abgebrochene und vom Meerwasser abgetragene Kraterwand, und hinein

gelangte man durch eine enge L-förmige Passage zwischen den großen Felsbrocken, wo erst eine Woche zuvor, wie wir von Afamasaga erfuhren, das Boot mit dem neuen Lehrer der Insel gekentert war. Ihn hatte man zwar retten können, nicht aber seine Bücher. Aber inzwischen war die Brandung viel stärker geworden, sie ergoss sich in hohen grünen Wogen über die grauen Felsen und kehrte in einer weiß schäumenden Strömung zurück. Zuerst konnten wir keine Lücke im Riff erkennen, bis Afamasaga zu einer Stelle zeigte, wo die Wellen zwar nicht weniger kräftig, aber zumindest nicht ganz so weiß und aufgeschäumt wirkten.

Das Boot bezog nun Position. «Sie warten immer auf die siebte Welle», sagte Afamasaga, während die Besatzung des herumtanzenden Bootes ihre Plätze einnahm. Ein Mann kletterte in den Bug und stand mit einer Stange in der Hand ruhig da. Ein zweiter kletterte auf das Sonnensegel, von wo aus er das Wasser überblicken und dem Steuermann Handzeichen geben konnte. Der Mann im Bug machte ein Zeichen, der Motor heulte auf, und plötzlich schossen wir mit der blaugrünen Welle auf die Lücke zu, und Sekunden später befanden wir uns zwischen den dunklen Felsmassen, die aus dem aufgewühlten Wasser ragten. Die Lücke vor uns schien kaum breiter als das Schiff zu sein. Der Mann auf dem Sonnensegel gestikulierte wild, bald mit der linken, bald mit der rechten Hand. Das Schiff zögerte noch etwas, und dann waren wir in der Passage, wurden nach vorn und an die Seite gedrückt, der Mann mit der Stange wehrte den Fels auf der Backbordseite ab, während wir durch den L-förmigen Knick schossen und mit der letzten Wucht der Woge in das ruhige Wasser der Bucht glitten und endlich erlöst waren.

Ich sah zu Afamasaga. Er lachte leise. «Nur Männer von Apolima können das. Verstehen Sie jetzt, warum es eine

große Festung ist? Noch nie hat es ein tongaisches Schiff in diesen Hafen geschafft.»

Sobald wir ruhigere Gewässer erreicht hatten, spielte sich eine Idylle voller Charme und Berechnung ab. Ein hochgewachsener, kräftig gebauter Polynesier in kariertem Hemd und geblümtem Lavalava hieß uns am Strand willkommen. Er war der zweite Häuptling der Insel, der *tulefale* oder Sprecher. Er tat so, als sei unsere Ankunft ganz unerwartet, und führte uns zu dem seitlich offenen, palmblattgedeckten Versammlungshaus auf einem Rasenstück oberhalb des kleinen Hafens. Fast im selben Moment tauchten zwei andere Männer auf, die wie die Südseeausgabe von Don Quijote und Sancho Pansa aussahen. Der hagere Don Quijote war der *ali'i* oder oberste Erbhäuptling der Insel, der fette Sancho war der Priester.

Zur Begrüßung bekamen wir grüne Kokosnüsse geschenkt, und Afamasaga stellte uns mit spontan erfundenen Adelstiteln vor. Dann verschwanden die beiden Häuptlinge und kamen mit geflochtenen grauen Kava-Wurzeln zurück, die sie uns zum Zeichen des Friedens überreichten. Es folgte die traditionelle Zeremonie der Zubereitung und des Trinkens von Kaya, einem heiligen, leicht berauschenden Getränk, eine Runde bombastischer Ansprachen, bei der mir nachträglich das Vorbild meiner walisischen Pfarrersonkel half, und schließlich ein traditionelles Festessen mit allen möglichen polynesischen Delikatessen, die von einer langen Reihe junger Männer und Frauen herbeigetragen wurden. Schließlich pflegten wir ein wenig Konversation, die von beiden Seiten nicht ohne Hintergedanken geführt wurde.

Ich wollte herausfinden, wie die traditionellste Gesellschaft, der ich bislang in der polynesischen Welt begegnet war, tatsächlich funktionierte, wie die offenbar vollständige

Übernahme einer eher protestantischen Art von Christentum sich mit einem genauso starken Festhalten am *fa'a Samoa*, der samoanischen Lebensart, vereinbaren ließ.

Die Häuptlinge und der Prediger wollten ihrerseits herausfinden, welchen Nutzen dieser unverhoffte Besuch eines *palangi* (die gebräuchliche Bezeichnung für einen Weißen, wörtlich «Himmelsbrecher»), den man sich, dank Afamasagas blumiger Einführung, als sehr mächtig und einflussreich vorstellte, für sie haben könnte.

Die Häuptlinge schlugen vor, mir den Ehrentitel eines *matai* oder Clanoberhaupts zu verleihen. Ein samoanischer Schriftsteller auf Apia hatte mich schon vorgewarnt, dass mir ein solches Angebot gemacht werden könnte, das zu akzeptieren bedeuten würde, dass ich meine Patengemeinde hinfert unterstützen müsste – in einer Weise, die meine finanziellen Möglichkeiten übersteigen würde. Afamasaga meinte bloß, ich solle mich entscheiden, Zögern würde als Annahme verstanden. Also erklärte ich wortreich, dass ich, ob schon Träger des renommierten Stevenson'schen Titels *tusitala* (Geschichtenerzähler), es nicht wert sei, Häuptling auf einer so berühmten Insel wie Apolima zu werden.

Meine Entscheidung und mein Geschenk, gute australische Silberdollars und eine große Dose *pisupo* (Corned Beef), wurden mit unbewegter Miene entgegengenommen. Es sei trotzdem meine Insel und mein Dorf, versicherte mir der *tulefale*; ich sei immer willkommen – und wenn ich ihnen ein neues Motorboot und ein Kurzwellenradio beschaffen könnte, würde man sehr dankbar sein.

Während all das vor sich ging, drang von den Kindern am Strand lautes Rufen zu uns her. Wir standen alle auf und gingen zum Hafen hinunter, wo eine hohe Welle über das Riff hinweggefegt war und dabei unser Boot hochgehoben hatte,

sodass es nun auf der Seite lag. Es wurde alsbald aufgerichtet, aber der erste Bootsmann ermahnte uns, nicht zu spät abzufahren, denn der Wind peitsche die Fahrrinne zwischen Apolima und Upolu auf.

Doch die Ansprachen und das Teetrinken, das Rauchen und das Überreichen der Geschenke duldeten keine Unterbrechung. Und Afamasaga musste, um seinen Besuch zu rechtfertigen, mindestens eine oberflächliche Schulinspektion durchführen. Abermals kam der Bootsmann und sagte, dass wir jetzt wirklich aufbrechen müssten; jede weitere Verzögerung sei gefährlich. Aber weitere grüne Kokosnüsse mussten getrunken, die letzten Ansprachen gehalten, die letzten Geschenke an die Stirn gedrückt werden, bevor wir zum Strand hinuntergehen konnten, wo Körbe mit Brotfrüchten und Kokosnüssen an Bord getragen wurden und der *tulefale* und die jungen Männer des Dorfes in den Hafen wateten, um uns zu verabschieden. Der Pastor hatte beschlossen, uns zur Hauptinsel zu begleiten, und ein paar Frauen mit Körben voller Geschenke für ihre Verwandten kamen ebenfalls mit.

Wir schossen in großem Stil über das Riff, aber die Schiffsleute hatten recht gehabt mit ihrer Warnung. Das Risiko war groß, und langsam bekamen wir Angst. Die Brandung ging immer höher, und das alte, offene Boot wurde hin und her geworfen wie eine Muschel am Strand – einmal erbebte es unter der Wucht einer Welle, sodass die Planken ächzten; dann wurde es von einem Wellenkamm hochgehoben wie das Schiff auf dem berühmten Holzschnitt von Hokusai, um dann wieder in grauenerregender Fahrt in das Wellental hinunterzuschießen. Immer wieder stand das Boot unter Wasser, doch der Bootsmann schöpfte die ganze Zeit mit ruhiger Hand das Wasser aus. Mir schien, als würde das Boot jeden Moment absaufen oder umkippen oder

in der stürmischen See einfach auseinanderbrechen, und Inge erging es nicht anders. Von unseren Ängsten sprachen wir erst, als wir wieder trockenen Boden unter den Füßen hatten, aber stumm und beinahe automatisch tauschten wir Dinge aus – Inge gab mir meinen Pass, den sie bei sich hatte, und ich gab ihr Geld, damit, wenn einer von uns überlebte, er nicht mittellos dastünde.

Sogar Afamasaga schaute ernst, was mich bei einem Mann, der diese Gewässer kannte, doch ziemlich beunruhigte. Der Pastor schloss die Augen und betete leise, und die Frauen machten es ihm nach. Eine wimmerte. Aber richtig in Panik geriet ich erst, als ich die Hand sah, mit der sich Afamasaga an einer der Sonnensegelstangen festklammerte: Sie war weiß.

Wir gingen aber nicht unter, und schließlich glitten wir in die große Lagune von Upolu, wo das Wasser still war. Dennoch fühlte ich mich dem Tod auf dieser Reise näher als auf jeder anderen, vielleicht, weil die Angst so lange angehalten hatte. Trotz der Freude, die ich neben dem Schrecken erlebt habe, betrachte ich sie daher als die schlimmste meiner schlimmen Reisen. Nicht als die allerschlimmste. Die steht mir noch bevor.